

(Nachdruck verboten.)

## Es lebe die Kunst!

42

Roman von C. Viebig.

O dieses Lachen! Auf der Bühne sprachen sie verwirrt — wer konnte da ruhig bleiben? Tausend Teufel des Spottes huschten durchs Haus, grinsten hinter jeder Falte, aus jedem Winkel. — „Esss — — —“ — Ebel's Herz setzte den Schlag aus; was war das für ein Ton?!

„Esss — — —“, „Esss — — —“, erst schüchtern, versuchsweise, dann anschwelkend, led — „Esss — — —“. Um Gotteswillen, sie zischten!

Die beiden jungen Leute unten schlugen die Hände zusammen und schienen sehr amüsiert; Ebel sah jeden Zug ihrer lachenden Gesichter. Sah Elisabeth sie nicht? Mit großen Augen starrte sie drein, ohne mit einer Wimper zu zucken. Wieder legte er den Arm um sie, sie sah kerzengerade.

„Esss — — —“ Die beiden da unten klatschten und zischten zu gleicher Zeit; andere fanden sich dazu. Ein schüchterner Beifall wagte sich auch hervor. Das waren die Freunde der Autorin! — — Nieder mit der Parteilichkeit! Zummer lauter tönte es: „Esss — — —“, „Esss — — —“

„Laß uns gehen, geh!“ flüsterte Ebel. „Elisabeth, geh!“ Er drängte sie zur Logentür.

„Nein!“ Das war das erste, was sie sagte; sie versuchte zu lächeln, mit todesstraurigen und doch entschlossenen Augen sah sie ihn an. „Ich will nicht feige sein!“ Sie setzte sich wieder hin.

Er rückte nah zu ihr, ihr schwarzseidenes Kleid hing ihm übers Knie, die Rosen dufteten ihn an — rote Rosen! Ein unsäglicher Jammer kam über ihn, er bückte sich und küßte verstohlen ihre Hand. Niemand sah's, sie waren ja so allein, ganz einsam auf der weiten Welt.

Und nun würde die Karrier von neuem beginnen, nein, erst noch eine andere: Goedeke erschien in der letzten Pause. Wo hatte er denn den ganzen Abend gesteckt? Ebel hatte ihn nirgendwo entdecken können.

Brüsk trat er ein. „Fatale Geschichte das! Sehen Sie“ — er beachtete den Mann gar nicht und wandte sich nur an Elisabeth — „habe ich's Ihnen nicht gleich gesagt: ändern Sie!?! Aber natürlich, Autorenstolz! Ich sage Ihnen“ — er trat nahe an Elisabeth heran, sein ganzes dickes Gesicht glühte wie eine Paeonie, er sah aus, als wollte er plagen — „ich wasche meine Hände in Unschuld! Sie haben nicht auf mich gehört!“

Ebel trat dazwischen. „Meine Frau ist wirklich jetzt nicht in der Stimmung, sich zu unterhalten. Nehmen Sie gütigst Rücksicht auf ihre begreifliche Aufregung.“

„Wohl der Herr Zemahl —?“ Goedeke machte ein impertinentes Gesicht. „Rücksicht?! Wer nimmt denn auf mich Rücksicht?!“ Er wischte sich den Schweiß ab. „Bin in allen Ecken rumgekrochen, mochte mich jarnicht sehen lassen, habe Angstschweiß geschwitzt. Schreit mich der Schwertschneid an, scharf mich der Wadler an —!“ Er redete sich in Wut. „Ich danke, ich desabonniere Sie!“

„Bitte!“ Ebel stieg das Blut zu Kopf. „Wenn Sie die Güte haben wollten, in den nächsten Tagen —“ er öffnete die Logentür und machte eine auffordernde Handbewegung.

Goedeke schien ihn nicht zu hören. „Hätte ich das je wußt, solche Blamage! Ich will damit nichts zu — —“ das Wort blieb ihm im Halse stecken, er fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Logentür geschoben. „Herr — —!“

„Bitte sehr!“

Schon war er draußen. Ebel drehte den Schlüssel von innen um.

Und nun der letzte Akt.

Alle Kraft hatte die Autorin hier angesammelt, für einen Augenblick horchte das Publikum auf. Da kam der Schluß, ein jämmerlicher Schluß, dem Ganzen aufgepaßt wie ein unpassender Blick. Der Beifall, der sich allzukühn vorgewagt, verstummte, er wurde niedergezischt, niedergestampft. Nein, so was Jämmerliches, habaha, das dem Publikum zu bieten, da war man doch anderes gewohnt! Unter vollem Zischen fiel der Vorhang.

Aus. — Ein Strom schwachender Menschen ergoß sich in die Foyers, in die Garderoben, auf die Straße; man war aufgeregter. Nach der glühenden Hitze drinnen auch kein Luftzug draußen.

„So was Talentloses! Dafür sperrt man sich nun fast drei Stunden ein?!“

„Schade um das ausgezeichnete Spiel!“

„So ein Durchfall!“

„Na, bei der Hitze! Durchfall an der Tagesordnung. Wir leben jetzt eben in der sauren Gurkenzeit!“ Das war ein besonders Witziger.

„Unerhört, einem so was zuzumuten!“

Man schalt sehr viel. Die beiden jungen Leute, die in der Nähe der Orchesterloge gesessen hatten, wollten sich ausschütten vor Lachen, sie kamen wenigstens auf ihre Kosten; nebenbei hatten sie Freibillets gehabt.

„Ohne jedes Lokalkolorit!“ sagte ein Kritiker. „Eine Blume ohne Duft!“ Am liebsten hätte er sich diese feine Bemerkung gleich notiert.

„Und der Schluß?!“ — Darüber war man sich einig, der paßte wie die Faust aufs Auge.

„Ich kann mir nicht denken, daß das der ursprüngliche Schluß gewesen ist,“ sagte Dr. Weichenfeld. Er war nicht umsonst der gefürchtete Kritiker, er sah durch ein eigenes Brett. „Seien wir nicht voreilig! Ich finde Talent, Spuren von großem Talent; habe, glaube ich, das Dings von Maier zugeführt bekommen, muß doch mal drin nachlesen.“

Noch einige waren seiner Meinung, aber wenige; die Mehrzahl schlug sich auf Seite der Zischer.

„Unglaublich!“ sagte Frau Leonore Mannhardt im Hinabschreiten zu ihrer Freundin Blodzimira. „Sie schien doch mal recht talentvoll!“

„So lange Du sie unter den Händen hattest, Du darfst das nicht vergessen, Vorle!“ warf ihr Gatte dazwischen.

Leonore nickte. „Sie hat sich zu Grunde gerichtet durch ihre Heirat. Ihr Talent ist ganz verkümmert!“

Eisenlohr holte Mannhardts ein.

„Run?“ Sie sahen ihn erwartungsvoll an.

Er zuckte die Achseln. „Diese Bühnenschriftstellerei! Sie wissen, ich habe keine rechte Zühlung dafür, arbeite mir mit viel zu groben Effekten!“ Er gab kein direktes Urteil.

Volten kam mit Mia Widmann und Fräulein Rosen.

Blinde war wehmütig bewegt. „Ich möchte hingehen und ihr die Hand reichen. Sie thut mir so leid.“

Volten küßte ihr den feinen Glacehandschuh. „Sie sind rührend! Aber das lassen Sie nur, die Reinharz ist eine ganz eingebildete Person! Der erste Eindruck, den ich von ihr empfing, war der richtige.“

„Ah, Blodzimira!“ Frau Widmann neigte kühl das Madonnenköpfchen; seitdem die Starzynska die berühmte Autorin geworden, waren sie nicht mehr so gute Freundinnen. Mia Widmann sprach geru von männlichem Egoismus und männlicher Undankbarkeit — schade, daß Fräulein Starzynska kein Mann war! „Du gehst wohl nicht mit uns nach Hause?“ fragte sie spitz.

„Thut mir sehr leid! Ich bin noch bei Mannhardts!“ Blodzimira legte den Arm um Leonores Taille. „Wir viert werden uns da bessert amüsierten als heute abend hierr, nicht wahr, teurer Meister?“ Sie lächelte Eisenlohr zu, und dieser reichte ihr im Gedränge den Arm, vielmehr, sie nötigte ihn dazu, denn sie legte ihm einfach die Hand auf den Armel.

Frau Ristemaker war in einer traurigen Verfassung, ihre rundliche Figur schien von der Hitze ganz aufgelöst; sie seufzte und pustete. „Nein, Hans, komm nur schnell, laß uns machen, daß wir nach Hause kommen! Gott, wäre das peinlich, wenn wir sie träfen! Was sollten wir denn fragen? Unsere Bekannten werden schöne Augen machen, wir haben sie heute abend hergelotst. Hätten sie Dich doch vorher gefragt! Thut mir das leid! Komm schnell!“

Ristemakers brauchten keine Angst zu haben; einsam waren schon die Gänge, die Garderoben wie ausgekehrt, als Ebel vorzüglich die Logentür öffnete.

„Komm, es ist niemand mehr da!“ Er zog Elisabeth an der Hand heraus und leitete sie wie eine Blinde; sie sah nicht rechts, nicht links, ihre Blicke waren ganz leer gerade.

aus gerichtet, jeder Glanz darin erstorben. Das schwarz-seidene Kleid rauschte als Trauerjahne hinter der hohen Gestalt drein, die roten Rosen blätterten ab; da schimmerten sie wie große Blutstropfen, den ganzen langen Gang hinunter. Nur niemandem begegnen! Sie hastete dem Ausgang zu. Wie Feuer brannte ihr der Boden unter den Füßen — diese teppichbelegten Gänge, diese Marmorstufen, entsetzlich! „Hätte ich sie mir erst draußen in freier Luft,“ dachte Ebel, „und dann zu Hause und bei dem Kinde!“ Er erschrak — er fühlte, wie sie zusammenzuckte.

Da lehnte noch eine einsame Frauengestalt, eine Jose, wie es schien, hinter sich.

„Frau Reinharz?!“ Die Dame trat mit fragendem Blick auf die Gildenden zu.

Das war die schöne Lindenhahn! Die Augen funkelten ihr in dem blassen Gesicht.

„Es freut mich, daß ich Sie noch treffe,“ sagte sie rasch, „man meinte, Sie wären schon fortgegangen. Es drängte mich, der Kollegin ein Wort zu sagen!“ Sie zögerte. Elisabeth sah sie verstört an; für einige Augenblicke standen sich die beiden gleich großen Frauengestalten wortlos gegenüber und maßten sich vom Scheitel bis zur Sohle.

„Ja habe Sie schon früher sehr geschätzt“ — die schöne Frau neigte verbindlich den Kopf — „jetzt“ — sie neigte sich noch einmal — „jetzt bewundere ich Sie!“

Elisabeth reichte ihr die Hand. „Danke.“ Weiter sagte sie nichts. —

Ebel atmete tief auf, als sie auf die Straße traten.

Nun waren sie aus dem Bereich der elektrischen Kugellampen, es wurde dunkler und dunkler um sie, kein Theaterbesucher mehr, nur vereinzelte Passanten, Liebespaare Arm in Arm, flüsternd aneinander geschmiegt.

„Aus“, sagte Elisabeth heiser. Und dann schluckte sie, als schluckte sie etwas hinterher. „Sie lachten, hörtest Du, wie sie lachten?“ Ihre Augen bohrten sich ins Dunkel der Straße. „Sie zischten. Hörst Du, sie haben mich ausgezischt“ — sie blieb äußerlich ruhig, aber ihre Hand fingerte an seinem Rock auf und nieder — „ausgezischt, meine Hoffnung, mein“ — sie schnappte nach Luft — „mein Stück!“ Schauer auf Schauer überließ ihre Gestalt, sie schwankte; ein unterdrückter Laut kam aus ihrer Kehle, er klang wie Achzen. „Sie haben mich gedemütigt — tief — ganz tief!“ Ihre Gestalt schien zusammenzusinken, ohne Halt, ohne Rückgrat.

„Hörtest Du denn nicht, was Frau von Lindenhahn sagte?“ Ebel biß sich auf die Lippen und sah umher. Wo einen Trost, einen Trost für sie finden?! „Sie bewundert Dich — und Sie ist Deine Kollegin! Es sind doch nicht alle blind; sie bitten es Dir noch ab. „Ich bewundere Sie“ — hörtest Du denn das nicht?“

„Ja glaube ihr nicht!“ Ihre Stimme erstarb. „Mitleid, nichts als Mitleid! Ich bin nichts, ich kann nichts, gar nichts — ich glaube niemandem mehr!“ Ihr Kopf sank auf die Brust.

„Auch mir nicht?“ Eine Fülle von Liebe strömte aus seinem Ton. „Du kannst viel!“ Er legte ihren Arm in den seinigen. „Komm, laß uns weitergehen, stütze Dich auf mich!“ Er zog sie näher, dichter zu sich heran, ihre ganze Schwere ruhte auf ihm. „Mir kannst Du glauben, denn“ — einen Augenblick dachte er nach: wie sie überzeugen? Es fiel ihm nichts ein, und ohne sich länger zu besinnen, sagte er nur: „Ja glaube an Dich!“

So wenige Worte, so arme Worte, und doch — war da nicht eine Welt voll Zuberjacht, voll Vertrauen in diesem festen Klang? Sie hob den heruntergesunkenen Kopf und sah ihn an, wie gebannt, sie konnte nicht anders, sein Ton bezwang sie.

— — — „Ich glaube an Dich!“ — — —

Hell stand es mit Flammenschrift in der dunklen Todesnacht — — — „Ich glaube an Dich!“ — — —

Sie hing an seinem Blick; ruhig strahlten seine Augen sie an. (Fortsetzung folgt.)

## Unsere Pilze.

Wir haben in Deutschland ungefähr 40 Arten anerkannt guter Pilze, von denen Champignons, Steinpilze und Pfefferlinge, Morcheln und Reizler obenan stehen, ganz abgesehen von der berühmten Trüffel. Früher rechnete man alle knollenförmigen Pilze, die unter der Erde wachsen, zu den Trüffeln, bis endlich die Wissenschaft die ungeheuren Unterschiede feststellte. Lehrreiche Winke gab und die Schädlichkeit des einen und anderer Pilzes hervorhob. Diese schädlichen „mechten Trüffeln“ sind u. a. die verschiedenen Boviste

(Scleroderma vulgaris Fr., S. Bovista Fr., S. verrucosum Ball.) Sie sind fast kugelig, meist stiellos und haben eine sehr dicke, harte, meist schmutzig-gelbe Farbe. Tritt man auf ein altes Exemplar, so stäubt die dunkle, trockene Sporenmasse wie ein schwärzliches Pulver heraus. Im Anfange ist das Innere der Boviste weißlich und täuscht den oberflächlichen Blick, bald aber nimmt es eine blauschwarze Farbe an, in der weißliche Fäden vorfinden sind. Der Bovist Scl. verrucosum ist unbedingt tödend. Ihm gleicht der Gimenogaster, der jedoch einen Stiel hat, und dessen Duft an Rettig und Lauch erinnert; das anfänglich zarte Fleisch wird später blauschwarz mit gelben Flecken. Ferner ist vor der unterirdisch wachsenden sog. „Wurzeltrüffel“ (Rhizogogon rubescens Tol.) zu warnen, die wohl in ganz Mitteldeutschland vorkommt; sie ist vollständig wertlos. Die „gelbliche Wurzeltrüffel“ (Rh. luteolus Fr.), in gleichem Verbreitungsbezirk, macht sich durch ekelhaften Geruch und Geschmack bemerkbar.

Diejen mehr oder minder schädlichen Pilzen gegenüber hebt sich die echte französische Trüffel (Tuber melanosporum Vitt.) wie eine menschenfreundliche Götterin ab. In Deutschland ist sie nur in Baden und im Elsaß bekannt. Dafür besitzen wir zwei Schwestern dieser Französin, nämlich die „deutsche gute oder Sommer-Trüffel“ und die „deutsche weiße Trüffel“. Die erstgenannte (T. aestivum Vitt.) ist u. a. vom Elsaß bis nach Schlesien und weit nordwärts verbreitet. Ihre äußere Farbe ist ein kräftiges Schwarzbraun; allerlei kantige, leicht gestreifte, warzenartige Gebilde bedecken die gesamte Oberfläche. Das Fleisch ist bräunlich und weißlich, marmorartig und geädert. Die ganze Erscheinung kommt der der echten Trüffel sehr nahe. Dagegen weicht die deutsche weiße Trüffel (Choimoryces määndriiformis Vitt.) von jenen beiden sowohl im Aeußeren wie im Innern erheblich ab. Sie ist einer runden Kartoffel ähnlich, in der Färbung weißgelb oder auch braun, meist mit hellen Rissen. Das anfänglich weiße, vielfach geäderte Fleisch geht allmählich ins gelbbraune über. Ihre östliche Grenze ist bis nach Preußen bekannt. Berühmte Botaniker und andere Kenner haben diese Trüffel außerordentlich gelobt und empfohlen; und wir können sicher sein, daß sie oft an Stelle der teuren Périgord-Trüffel (wie dies u. a. bei französischen Konserven erwiesen ist) auf die Tafel kommt. Im Herzogtum Gotha und in den angrenzenden thüringischen Staaten war bis zum Jahre 1848 die Trüffeljaag (mit abgerichteten, meist kurzbeinigen Trüffelhunden) eine Gerechtsame der Fürsten; durchschnittlich wurden im Jahre 100—120 Pfund Trüffeln allein im Gotha'schen Lande gefunden. Die Ernte der echten Trüffel in Frankreich beträgt jährlich ungefähr 3 1/2 Millionen Pfund, wovon eine Million Pfund nach Deutschland kommt. Den jährlichen Ertrag seiner Trüffelernte kann Frankreich auf 10 Millionen Francs für den Großhandel und 20 bis 24 Millionen für den Kleinhandel schätzen. Paris allein verbraucht eine außerordentliche Menge Trüffeln, aber zugleich auch andere Pilze; nirgends werden den Pasteten, Saucen usw. so viele Pilze zugefetzt, wie in Paris.

Trotz der riesigen Verwertung kommen in Frankreich höchst selten Pilzvergiftungen vor; in manchem Jahr hört man von keinem einzigen Falle. Zur Genüge findet das seine Erklärung in der Thatsache, daß die Pariser ausschließlich gezüchtete Pilze verzehren, hauptsächlich Champignons (Agaricus campestris), diese charakteristisch gebauten Pilze, deren Merkmale ein jeder Sammler und Käufer, vor allem aber jede Hausfrau sich einprägen sollte. Auf hohem, gleichmäßig gewachsenem, weißem Stiele erhebt sich der weiße, halbkugelige Hut, den man heutzutage so bequem mit der Radfahrerglocke vergleichen kann. Das Innere des Hutes ist von mattschwarzer Färbung, das durch die „Blätter“ (oder vielmehr eng aneinander gereihten Scheiben) ein wenig Schatten hat. Unter dem Hute breitet sich die weiße Halskrause aus. So tritt uns der erwachsene Champignon entgegen, während seine jüngeren Geschwister einen Stiel haben, der eine nach unten weiter werdende, abgerundete Keule bildet, in dessen der Hut eine (unterwärts beinahe geschlossene) dicke Kappe vorstellt, von deren rosa-grauem Innern gar wenig zu erspähen ist.

Daß Champignons nur in völliger Dunkelheit wachsen mögen, ist als irrige Annahme sehr bestritten worden. Wenn bei diesen Pilzen der Boden ein Pferdeungedreht vorstellen muß, so beanspruchen die allermeisten Pilze Waldboden. Der Nahrungswert der essbaren Pilze oder Schwämme ist zwar vielfach überschätzt worden, aber er nähert sich doch dem der Gemüse; mehr jedoch als letztere sind Pilze an bestimmte Bestandteile des Bodens gebunden, d. h. an das sogenannte Mycelium, das sich bei reichlichen Niederschlägen im Walde entwickelt, nämlich bei ungestörter Bodenbedeckung. Daß neben dem Walde und seiner Bodenbedeckung als erste Bedingung auch noch die klimatischen und meteorologischen Einwirkungen von höchster Wichtigkeit sind, versteht sich von selbst.

Die meisten der bekannten, über die ganze Erde verbreiteten Pilze gehören der gemäßigten Zone an; voraussichtlich werden in den wärmeren und heißen Ländern bei eingehender Forschung noch weit mehr entdeckt werden. Die Gesamtzahl der jetzt bekannten Arten dürfte 6000 weit übersteigen. Als Beispiel für das außerordentliche Fliegen und Sichausbreiten von Pilzsporen hat man in der Neuzeit die Insel Krakatan in der Sundastraße anführen können. Bei dem im Jahre 1883 erfolgten Nisenausbruch ihres Vulkans war zwar die Insel nicht völlig zerstört, aber die Pflanzenwelt ihres früheren Bodens wurde bis auf den letzten Keim vernichtet. Nach drei Jahren hatten die Anspülungen des

Meeres einige Algen usw. herangeschafft; zehn bis elf Jahre später entdeckten die Naturforscher auf den von gallertartigen Alanganalgen bedeckten Flächen der in Asche und Vimsstein eingegrabenen Schluchten Schleimpilze und zwar mehrere Arten. Diese Pilze konnten nur von Java oder von Sumatra herübergekommen sein; ihre Samen mußten im ersten Falle 41, im anderen 37 Kilometer geflogen sein. Die Sporen sind fast immer mikroskopisch klein, werden jedoch meist in sehr großer Anzahl gebildet, so daß sie sich oft als ein massenhaftes, meist gefärbtes, sehr feines Pulver ansammeln. Gewöhnlich sind die Keimkörner vom Augenblick ihrer Reife und ihrer Abtrennung vom Pilz an keimfähig; manche aber werden es erst nach Verlauf einer Ruheperiode, die gewöhnlich den Winter über dauert. Wie sehr nun auch die Sporen umherfliegen, welche Schicksale diese oder jene Pilzkolonie haben mag — so lange die Lebensbedingungen die gleichen bleiben, kann man sicher sein, in bestimmter Jahreszeit an bestimmtem Plage die Pilze wiederzusehen. Das weiß jeder Freund und Kenner von Pilzen, ja jedes Kind, das zum Mittag- oder Abendessen schnell noch ein Gericht einholen soll, wie es das schon seit ein paar Jahren gethan hat. Das haben wir selber ungezählte Male erlebt. Getreulich erschienen unter den alten Büchern die Steinpilze; sie kletterten auf der Terrasse herum, die im Schatten lag und wanderten zu den Fichten und noch weiter auf dem Rasen, der meist vor Sonnenstrahlen geschützt war und immer etwas Feuchtigkeit behielt. Und ganz zuverlässig zeigten sich auch die bösen Kriechschwämme, das Auge entzündend, auf denselben Stellen, wo Fichten und Birken und andere Bäume ungestört sich entwickeln durften. Leider beweisen auch ganz andere Pilze dieselbe Heimatstreue, nämlich der Hausschwamm und seine abscheulichen Verwandten.

Es giebt überall Personen, die einem Keuling die Unterschiede zwischen brauchbar und gefährlich erklären können; mindestens müßte in der Schule davon gesprochen werden. Die Kenntnis der heimatischen Flora im allgemeinen und die der Pilze im besonderen müßte jedem Lehrer wenigstens soweit zu Gebote stehen, wie Nützlichkeit und Schaden in Betracht kommen. Die oft furchtbaren Wirkungen giftiger Pilze treten meist erst vier bis fünf Stunden nach dem Genuße ein; als erstes Symptom ist eine beängstigende Schwere in der Magengegend zu bezeichnen; weitere Symptome folgen schnell, wie Anglistgefühl, Ubel, Erbrechen, innere Schmerzen, heftigster Durst, Ohnmacht, Krämpfe usw. Entweder stirbt der Kranke unter gesteigerten Krämpfen oder er verfällt in Lethargie, die mit dem Tode endet. Der Arzt wird bei sofortigem Eingreifen noch manchen retten können; aber bis dahin müßten schon die kräftigsten Brechmittel usw. in Anwendung gebracht sein. Ganz überflüssig, weil wissenschaftlich längst als trügerisch erwiesen, sind jene Sicherheitsmittel beim Kochen der Pilze, um ihre Unschädlichkeit zu erkennen, wie z. B. eine Zwiebel und ein silberner Löffel; wenn ein gutgearteter Pilz kann beides, das mitgekocht wird, färben, wenn er selber schon schlecht war, während — was doch ungleich gefährlicher ist — manch ein giftiger Pilz Zwiebel oder Löffel nicht im mindesten färbt.

(„Königliche Volkszeitung“)

### Kleines Heuiletton.

— „Unter uns gesagt.“ So lange die Welt steht, war es immer so, sagen die Zaudernden. Ja, sie hat eben nie gestanden, die Welt; sie ging zu allen Zeiten.

Dankbarkeitsergüsse und Regenbogen wölben schöne Brücken; aber man darf diese nicht prüfen auf ihre Haltbarkeit.

Nur die Rosen, nicht ihre Dornen wecken.

Der Fuß ist öfter ein Anführungszeichen als ein Gedankenstrich.

Das Verbot des Glückspiels hat wenig geholfen; sogar geheiratet wird noch immer.

br. **Moderne Prediger.** In einem Londoner Briefe der „Deutschen medizinischen Wochenchrift“ finden wir die folgende Notiz: „Es ist nichts Neues mehr, daß der gewöhnliche einfache Gottesdienst nur noch wenig Anziehungskraft auf die Masse des Volkes ausübt, deshalb haben unternehmende Geistliche es seit längerer Zeit versucht, durch Zuhören dieser und jener Art die Gläubigen anzulocken. Der eine illustriert seine Predigten mit laterna magica-Bildern von Aufnahmen aus dem „heiligen Lande“, der andere wirzt seine Reden mit politischen und sozialen Anspielungen, ein anderer verspricht nach Anhörung einer Predigt Thee, Butterbrot und eine Picise Tabak, ja in Amerika arrangierte ein besonders moderner Pfarrer nach Beendigung des Gottesdienstes einen Wettkampf zwischen zwei berühmten Preisbägern, der in der Sarkisterei stattfand und dem nur fleißige Kirchengesänger beizuwohnen durften. Neu dürfte es aber sein, daß sich der Pfarrer einen Dr. mod. engagiert, der für ihn predigt. So predigte vor wenigen Sonntagen,

wie der „Surrey Mirror“ berichtet, in South Mersham Dr. Asher von der Kanzel herab das Evangelium der Reinlichkeit. Nach Beendigung seines Hauptthemas hatte er dann noch einiges über die zunehmende Trunksucht bei Männern und Frauen zu sagen, und er schloß seine Predigt mit einer Ermahnung an seine Zuhörerinnen, sich mehr um die Küche zu kümmern, da der Weg zum Herzen des Mannes durch den Magen führe. —

— **Von der Fabrikation menschlicher Hugenener in China** erzählt J. Drereelin im „Mercur de France“. Zum Zwecke der Schauffstellung werden gestohlene Kinder durch jahrelange Arbeit in Zwitterwesen verwandelt. So schindet man sie allmählich am ganzen Körper und erlegt die entfernte Haut durch das Fell von Hunden oder Bären, das mit dem wunden Körper verwächst. Kann einer unter zehn hält diese sehr langwierige und entsehlische Operation aus. Ober man verwundet die Hüften zweier Kinder und läßt die beiden Körper mit einander verwachsen. Bei anderen wieder wird der Körper in ein enges Gefäß gezwängt und am Wachsen verhindert, während der Kopf sich zu unvernünftiger Größe entwickelt. Am merkwürdigsten vielleicht war ein künstlicher Buddha, ein Kind, das in der traditionellen Stellung des Gottes jahrelang in absoluter Finsternis gehalten und eigentümlich ernährt wurde. Gleich wie Wachs, regungslos wie eine Statue, wurde dieses Geschöpf, als man es endlich ans Tageslicht brachte, von der Menge inbrünstig als Verkörperung des Gottes verehrt. Diesen unmenslichen Prozeduren sollen magische, geheime medizinische und chirurgische Methoden zu Grunde liegen. —

### Theater.

r. **Lessing-Theater.** „Jris“, Komödie in drei Akten von Ewen Lange. Diesem nordischen Dichter wird nachgesagt, daß er in den kleinen aber kühnen Unterhaltungskünsten, die in den illustrierten Zeitschriften modernster Richtung als angenehme Zugabe gelten, vorzüglich geübt sei. Daher mag ihn der Irrtum, daß eine bestimmte Reihe für sich recht amüsanten Pseudereien ein Drama bilden, zu der Komödie „Jris“ begeistert haben. Jris, die junge Heldin des Stückes liegt trotz ihres unruhigen Gehabens mit Verliebe auf dem Divan und ärgert sich darüber, daß ihr heißgeliebter Mann, dessen Vermögen zu Grunde geht, so reinweg gar nichts im Leben bedeutet. Endlich hat sie den guten Kerl aufgeschaltet, sich um die balante Stelle eines zweiten Direktors am Gewerbenuseum zu bemühen. Sie wird die Sache schon deckeln. Ihre, allerdings recht groben, Kollektorkünste müssen nun herhalten, um die vier reiferen Herren, die sowohl bei Vergebung der Stelle als auch sonst im Leben von Einfluß sind, windelweich zu machen. Da der geliebte Gatte aber zu dumm ist und ihm als Konkurrent sowohl bei dem Direktorposten als auch bei dem Weibchen ein etwas cholertisch veranlagter Mann von Wissen im Wege steht, so wäre vielleicht ein Stück ganz amüsanter Zeit satire zu stande gekommen, wenn der Dichter sich in den von ihm verbederkten Fäden der Handlung auch ferner zurechtgefunden hätte. Leider griff Herr Lange schon im zweiten Akt, in dem die Verführerkünste des Franchens spielen, in offener Verlegenheit zur gewöhnlichen Couffenschieberei. Der dritte Akt aber erinnerte nur dadurch an die anfänglich berühmten öffentlichen Mißstände, als er ganz für sich ein komplettes Stück Pizachurs bildete. Die vier ehrpuffeligen Profektoren hegen zwar wegen des Deverberens Bedenken, haben sich aber doch von Frau Jris völlig einseifen lassen und legen nun einzeln ihrem Manne nicht allein den begehrten Direktorposten, sondern auch noch ihre eigenen Würden zu Füßen. Dann kommt ein endloses, peinliches Hin und Her, halbe Aufklärung und halbe Verwidelung, ein neuer Versuch der holden Gattin, ungesittene Verehrer hinter die Couffens zu schieben, und endlich die platte Lösung, daß der liebe Dinnuling von dem reichsten der vier Eingeseiften zum Teilhaber seiner Millionen eingesetzt wird, trotzdem der bejahrte Gönner sich über den in allen Farben schillernden Charakter des Weibchens einigermaßen klar geworden ist. Ob dieses platten Ausgangs, dem auch gar nichts mehr von den anfangs so ostentativ hervorgekehrten Stacheln anhaftet, war das Publikum mit Recht betreten. Das Stück wurde nicht unhöflich, aber doch recht deutlich abgelehnt.

Eine vielversprechende Künstlerin, Frä. Hedwig Lange, spielte die Heldin mit Geschick und hatte auf diese Paraderolle beträchtlichen Fleiß verwendet. Herr Keusch gab den Gatten in der vom Dichter gewollten Harmlosigkeit. Die Herren Kiffel, Pfeil, Waldow, Pagay und Leisner wußten ihre meist schablonenhaften Rollen so gut es ging zu individualisieren. —

### Kunst.

k. **Zur Geschichte der älteren deutschen Baukunst** veröffentlicht Gustav Pauli im August-Heft der „Zeitschrift für bildende Kunst“ einen Beitrag. Er behandelt eins der wichtigsten Stücke in der Sammlung der Akademie der bildenden Künste zu Dresden, einen Folianten, der die Originalzeichnungen zu der einst weit verbreiteten „Architectura“ Wendel Dietterlins enthält. Der Straßburger Meister, der in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die Kunst neu beleben half, hat mit einer lebhaft arbeitenden Phantasie aus der italienischen und mehr noch aus der niederländischen Kunst überlieferte Formen mit gesteigertem Leben erfüllt, und man stellt ihn mit Recht an die Spitze des deutschen Barockstils. Das erwähnte Werk mit dekorativen und architektonischen Entwürfen, das sehr berühmt war und großen Einfluß gewann, erschien 1593—1655 in vier oder fünf Ausgaben; es

\*) Aus: „Unter uns gesagt“. Von Georg von Dörpen. Wien. Hartlebens-Verlag. —

ist aber trotzdem heute selten, da die Exemplare weniger in die Bibliotheken als in die Werkstätten der Steinmetzen und Tischler gelangten und im Gebrauche verdorben wurden. Der Dresdener Foliant umschließt den wertvollsten Teil von Dietterlins künstlerischer Hinterlassenschaft. Gegenüber den rohen und hastigen Radierungen der Ausgaben sind die in ihm aufbewahrten Zeichnungen in ihrer Art vorzüglich, zum allergrößten Teil aus freier Hand entworfen, die Konturzeichnung mit weiß blauer oder schwarzer Tusche in den Schattenpartien labiert und das Ganze mit der Feder überzeichnet. Inwiefern ist eine Korrektur auf einem überlebten Blättchen aufgetragen oder eine bezeichnete Stelle mit Bleiweiß gedeckt. Einige Ausstellungen am fertigen Entwurf, die in der Radierung dann auch verbessert sind, notierte sich Dietterlin auch schriftlich. So steht auf der Zeichnung zu einem wunderlichen Elefantentosen neben einer Siebelsolente: „Dis ist zu Klob“, und neben den Papageienringen in der Hand eines Negers: „zu groß“. Die vertieften Linien über allen Umrissen weisen darauf hin, daß diese Entwürfe durchgezeichnet wurden; trotzdem hat Dietterlin in den Einzelheiten stets Änderungen vorgenommen. Augenscheinlich hat ein Sammler nach des Meisters Tode die hinterlassenen Zeichnungen gesammelt und auf 111 Bogen zusammengestellt. Der Band, in dem die Originalzeichnungen schlecht genug aufgehoben waren, soll nunmehr aufgelöst und die Blätter in entsprechender Weise aufbewahrt werden. —

**Aus dem Tierleben.**

en. Ueber den Geruchssinn der Vögel hat Raspail der französischen Zoologischen Gesellschaft eingehende Beobachtungen mitgeteilt, die geeignet sind, die bestehenden Anschauungen vollständig umzustossen. Bisher glaubte man, daß von den fünf Sinnen, die die meisten Tiere besitzen, bei den Vögeln vier nur in sehr geringem Grade vorhanden wären, und nur ein scharfes Gesicht wurde ihnen allgemein zuerkannt. Was den Geruch im besonderen betrifft, so waren die meisten Zoologen darüber einig, daß er bei der ganzen Tierklasse sehr wenig entwickelt wäre, und daß sich Raubvögel einzig und allein durch das Auge leiten ließen. Andere haben zugegeben, daß wenigstens die Nachtvögel über einen ziemlich feinen Geruchssinn verfügen. Die Untersuchungen von Raspail weisen nach, daß die Vögel einen höchst feinen Geruch besitzen. Die Beispiele aus dem Naturleben, die er dafür beibringt, scheinen recht beweisend zu sein. Zunächst handelt es sich um eine Schar von Holztauben, die im Winter den Gemüsegarten des Beobachters besuchten, um sich dort von dem Kohlbeet Nahrung zu holen, und den säubereiten Jäger jedesmal spürten, wenn er sein Versteck nicht nach der herrschenden Windrichtung ausgewählt hatte. Strich der Wind über das Versteck nach dem Kohlbeet hin, so verließen es die Tauben sofort; dagegen kam der Jäger bei entgegengesetzter Lage des Anstandes zum Schuß. Selbstverständlich war das Versteck so gewählt, daß eine Wahrnehmung durch das Auge seitens der Vögel völlig ausgeschlossen war. Noch bemerkenswerter sind die folgenden Erzählungen. Raspail hatte auf seinem ländlichen Grundstück ein kleines Wasserbassin für seine Vögel anbringen lassen und hörte eines Tages von seinem Gärtner, daß jeden Tag sich auch Fasanen zum Trinken einstellten, die zweifellos von einem über 100 Meter entfernten Hofe stammten. Es war gerade zur Brutzeit, und dann verlassen die weiblichen Fasanen — sie waren nämlich die Besucher — ihr Nest immer nur auf ganz kurze Zeit. Daher mußte es auch als ausgeschlossen gelten, daß sie ihre Spaziergänge bis nach dem fremden Part ausgedehnt und das neuangelegte Wasserbecken, das zudem durch eine hohe Hecke gegen das Feld abgegeschlossen war, entdeckt hätten. Im nächsten Jahre ließ der Besitzer das Bassin nicht mehr füllen und hielt die Wege in der Umgebung stets sorgfältig gehackt, so daß der Abdruck eines Vogelfußes deutlich sichtbar bleiben mußte. Zwei Wochen lang aber zeigte sich kein einziger Fasan in der Nähe. Darauf wurde das Bassin wieder gefüllt und schon am nächsten Morgen kam ein Fasan auf dem geradesten Wege zu dem Trinkplatze und kehrte auf demselben Wege wieder zurück, und zwar war es wiederum eine Heme gewesen. Daraus muß geschlossen werden, daß die Fasanen das Wasser auf eine Entfernung von 100 Meter gerochen hatten. In einem anderen Falle streute der Zoologe bei strenger Kälte in einer Lichtung seines Parkes Getreidelörner für Vögel aus und erneuerte täglich den Vorrat. Da sah er eines Tages 5 Rebhühner dabei. Wie konnten diese die Körner entdeckt haben? Früher waren sie nie innerhalb des Parkes, denn sonst hätte man ihre Spuren bemerken müssen, wie sie jetzt auf dem Schnee sofort aufziefen und bewiesen, daß die Hühner direkt von dem Felde über den Zaun herübergekommen waren. Auch sie konnten nur durch den Geruch geleitet worden sein, denn wenn sie durch Zufall in die Nähe gekommen wären, so hätten sie keinen so direkten Weg genommen. Der Park war durch dichtes Gebüsch vom Felde abgegeschlossen. Hätten sie aber die Körner etwa im Fänge gesehen, so wären sie doch nicht erst nach dem Felde zurückgegangen, um dann zu Fuß nach der Lichtung zu kommen, sondern hätten sich sofort an der Futterstelle niedergelassen. Von den Kofhneiser muß es als feststehend gelten, daß sie ihre Lieblingspeise, nämlich Schweizerkäse, auf sehr bedeutende Entfernungen wittern. Raspail benutzte den Käse als Lockpeise für wilde Katzen und Jgel in verborgenen Hallen, oftmals fand er den Käse angefressen, und zweimal fing sich eine Weise. Das wertvollste

Beispiel für den Geruchssinn der Vögel ist folgendes. Im vorigen Herbst überraschte unser Gewährsmann zu jeder Tageszeit einige Elstern, die bei einer Annäherung von einem Rasenplatze immer an derselben Stelle aufzogen, und bei näherem Zusehen entdeckte er eine Menge von Löchern an diesem Platze, die offenbar von den Vögeln herrührten. Einige Spatenstiche brachten nun den Nachweis, daß an dieser Stelle im Boden mehrere junge Larven von Maitäfern verborgen waren, und zwar führten die von den Elstern aufgehackten Löcher gerade auf die Larven hin. Es ist also ganz zweifellos, daß sie nicht auf den Zufall hin, sondern dem Geruche folgend auf ihre Beute losgehen. Dasselbe ist bei den Schwarzjamseln der Fall. Endlich sei nur noch an die bekannte Thatsache erinnert, daß die Turkekaube jederzeit ihre Eier sofort im Stiche läßt, sobald eine menschliche Hand sie berührt hat, gleichviel ob dies in Abwesenheit der Mutter geschehen ist; sie muß es also an den Eiern wittern, wenn ein Fremder dabei gewesen ist. Aus all diesen Thatsachen schließt Raspail, daß der Geruchssinn bei den Vögeln nicht nur nicht mangelhaft entwickelt ist, sondern eine ähnliche Rolle spielt wie beim Hunde. —

**Humoristisches.**

— Der Rücksichtsvolle. Lederer (am Stammtisch): „Du, Krause, willst nach Hause?“  
Krause: „Ja, der Schlaf vor Mitternacht soll der gesündeste sein.“  
Lederer: „Mitternacht ist ja längst vorüber.“  
Krause: „Weiß ich!“  
Lederer: „Und Du gehst trotzdem erst jetzt nach Hause?“  
Krause: „Natürlich, um meine Frau nicht im gesündesten Schlaf zu stören!“ —

— In der Oper. Kollege A.: „Nun, wie finden Sie die neue Oper unseres Rotenstien? Eine Menge recht origineller Melodien, nicht wahr?“  
Kollege B.: „Zawohl, seine Musik ist zum Teil gesucht, zum Teil gefunden.“ —

— Ein Cholikerer. Gast: „Kellner, einmal Rudi!“  
Kellner: „Bedaure, Rudi sind alle!“  
Gast (aufstehend): „Bedaure gleichfalls, solche rudi-fahlen Zustände passen mir nicht!“ —

**Notizen.**

— An den höheren Schulen in Sachsen-Weimar-Eisenach wird der 150. Geburtstag Goethes durch einen Festakt gefeiert werden. —

— Am 28. August, dem Geburtstage Goethes, soll am Leipziger Neuen Theater „Göz von Berlichingen“ gegeben werden. Die Aufführung wird eine Freiborstellung für Schulen und Arbeitervereine sein. —

— Hermann Dahr hat zwei neue Stücke, ein Schauspiel „Der Athlet“ und ein Lustspiel „Aus der Gesellschaft“ geschrieben. —

— Der Direktor des Lessing-Theaters hat das Verbot, das den Mitgliedern verwehrt, den Hervorrufen Folge zu leisten, wieder abgeschafft. —

— Adele Sandrock wird im nächsten Spieljahr an einer Wiener Bühne den Hamlet spielen. —

— Die „Meistersinger“ sollen zum Herbst im Opernhause ganz im Wahreuther Stil aufgeführt werden. Die Sänger von Noth und Friedrichs sind für die Vorstellungen verpflichtet worden. —

— Ein russisches Opernensemble wird im Oktober im Neuen Operntheater eine Reihe national-russischer Opern aufführen. Ihre Leitung hat der Dirigent Marakow übernommen, der außer Solisten einen eigenen Chor, eigenes Ballet und eigene Ausstattung mitbringen wird. —

— In Grönland erscheint eine einzige Zeitung, deren Redacteur zugleich ihr Drucker und Expeditur ist. Die ganze Zeitung ist von ihm verfaßt. Ursprünglich bestand sie nur aus einer Sammlung von Illustrationen, allmählich kamen auch Worte, Sätze und zuletzt richtige Artikel über Tagesfragen hinein. —

— Am Spirdingsee bei Sedorren in Ostpreußen ist ein neues Gräberfeld entdeckt, in dem bisher 200 Urnen gefunden wurden. Sie enthielten allerlei Schmuckstücken, Fibeln, Bernsteinperlen, Brochen usw., die durch ihre schöne Form und Ausföhrung auffallen. Das Gräberfeld scheint aus der Zeit von 200 nach Christi zu stammen. —

— Im Bodensee wurde ein Weller gefangen, der 107 Pfund wiegt und 2,15 Meter lang ist. Er wird einige Zeit lebend in Friedrichshafen a. B. aufgestellt werden und später in einen zoologischen Garten kommen. —

— Um Bohnenpflanzen lange tragend zu erhalten, darf man keine Hülsen zur größeren Ausbildung kommen lassen, sondern muß diese immer jung wegpflücken. Das Wepflücken selbst muß, wie der „Praktische Begeueiser“, Würzburg, mitteilt, mit Vorsicht geschehen, damit die Pflanze nicht aus der Erde gehoben wird. —